

DIE FACKEL

Nr. 227—228

WIEN, 10. JUNI 1907

IX. JAHR

Die sechzig Zeilen

oder

Die sieben Worte

Von *Frank Wedekind*

I.

Ich, der ich Ich bin,
Der Allgewaltige,
Ich bin der Verborgene,
Der dich zu seiner
Lust geschaffen hat.
Denn meine Freuden
Sind deine Schmerzen,
Denn mein Leben
Ist dein Tod.

II.

Dein Eigen sollst du nicht nennen,
Nicht Erde, nicht Feuer, nicht Wasser,
Nicht Pferd, nicht Hund,
Nicht Vater, nicht Mutter,
Nicht Mann, nicht Weib, nicht Kind.

III.

Deine Jagd nach Beute
Sollst du nicht *Arbeit* schmähn,
Denn besser, dem Jäger
Fehle die Beute,
Als daß sich der Jäger
Erjagen läßt
Und er genährt werde
Um seiner Arbeit willen.

IV.

Züchtige den *Körper* nicht
Um der *Seele* willen,
Um des Körpers willen jedoch

Züchtige die Seele.
Denn deine Seele fürchte
Den seelischen Schmerz.
Deines Körpers Schmerzen aber
Sind deine herrlichsten Opfer.

V.

Ich, der ich Ich bin,
Ich schuf den Menschen,
Damit er stirbt.
Ich, der ich Ich bin,
Schenkte dir Wollust,
Auf daß du den Tod
Nicht fürchtest,
Der du an deinem Tod
Deine Wollust sättigest.
Wehe dem, der seine *Wollust*
Sättigt an schlechterer Kost.
Er wird in der Dunkelheit
In Fäulnis zergehn.

VI.

Halte die *Spiele*
Der *Kinder* heilig
Und störe sie nicht.
Denn in ihnen ist weder
Torheit noch Müßiggang.

VII.

Du sollst nicht in Wollust lieben,
Sondern in Kraft
Und Selbstgefühl.
Du sollst nicht im *Dunkeln* lieben,
Sondern im *Licht*.
Wehe der Liebe,
Die an den Blicken
Der Menschen stirbt.
Denn wie deine Liebe
So deine Kinder.
Wer aber im *Dunkeln* liebt,
Der lebt auch im *Dunkeln*.



Salome

»Obgleich das Gedicht nicht im Hinblick auf die Vertonung geschaffen wurde ... « sagt ein Pariser Musik—Nordau, namens Pierre Lalo, den die 'Neue Freie Presse' unmittelbar nach dem wahren Nordau sich über Oskar Wilde ausspeien ließ. Nein, »im Hinblick auf die Vertonung« wurde es wirklich nicht geschaffen. Und mag die Vertonung — ich kenne sie nicht und verstehe sie nicht — noch so bedeutend sein, für mein Gefühl bleibt Salome im Inzest blutsverwandter Künste geschändet. Der Herr Lalo ist anderer Ansicht, hält den »Text« Oskar Wildes für wertlos genug, um musikalischer Unterstützung zu bedürfen, und erfrecht sich nach den bodenlosen Schabigkeiten, die das Saublatt durch die Herren Schütz, Goldmann und Nordau schon an Wilde verüben ließ, zu den folgenden Bemerkungen:

»Die literarische Technik des Stückes ist die verlogenste, empörendste, geschmackloseste, die man sich denken kann. Die Sprache bewegt sich in anspruchsvollen, geschraubten und manierierten Bildern, die Muster unnatürlicher Poesie und schlechten Geschmacks sind.«

Folgt pünktlich der wundervolle Vergleich des Mondes mit der kleinen Prinzessin, deren Füße weiße Täubchen sind. Wildes Sprache

»ist unerträglich, eine ärgerliche Nachahmung des Hohen Liedes durch einen ästhetisierenden Engländer. Sie steckt voll von der albernen Ziererei des englischen Ästhetentums. Was einen völlig gegen das Werk aufbringt, ist die absichtliche Brutalität, die dicht neben die Ziererei gestellt ist, das Gemisch von Fadheit und Greueln, von Süßelei und Blut, das ein skandalsüchtiger Literator hier betriebsam und ruhig dosiert.«

Die Musik des Richard Strauß sei »der Literatur des Oskar Wilde glücklicherweise weit überlegen.« »Oskar Wildes Gedicht ist ganz voll von fader und niedriger Sinnlichkeit«: »an Stelle von Wildes Stammeln« trete bei Strauß ein männlicher und energischer Ton.

Glücklicherweise ist der Salome in Herrn Felix Salten ein Ritter erstanden, der sie gegen den beleidigenden Vorwurf der niedrigen Sinnlichkeit in Schutz nimmt. Denn darin sind sich Freund und Feind in dieser christlich—jüdischen Welt einig, daß Sinnlichkeit eine niedrige Eigenschaft des Weibes ist. Herr Salten, der schon die Lustige Witwe gerettet, Herrn Treumann eine psychologische Seite abgewonnen und von Herrn Viktor Leon behauptet hat, daß er »von der Epoche langsam gemodelt worden« sei, führt bekanntlich die modernsten Muster am hiesigen Literaturplatz. Aber es wäre dankenswert einmal zu zeigen, wie auch in der Literatur alles auf das wirksamste Auslagenarrangement ankommt. Keine Kluft der Weltanschauung, bloß die Verschiedenheit der Auffassung eines bestimmten Kunstwerks trennt den Banausen vom Snob. Wäre Salome »bloß« eine perverse Prinzessin, Herr Salten müßte Herrn Nordau zustimmen. So aber verteidigt er mit dem ganzen Aufwand moderner Adjektiva, die dieser geschickteste Wiener Journalist mit typewritermäßiger Handfertigkeit immer parat hat, Oskar Wilde gegen die Zumutung erotischer Absichten und nennt Herrn Nordau, der sie ihm mit vollem Recht zuschiebt, einen »frechen Kretin«. Fälschlich wird darob Herr Salten sogleich auch für den mutigsten Wiener Journalisten erklärt. Fälschlich. Denn er nennt bloß den frechen Kretin und begnügt sich damit, Herrn Nordau zu *meinen*, dem er als loyaler Zionist solche Majestätsbeleidigung wohl nicht ins Angesicht zu rufen wagte. Herr Nordau ist mutiger; er nennt die Könige, deren

Gräber er schändet, beim Namen. Mutiger und ehrlicher, weil er stets die äußersten Konsequenzen aus seinen Blamagen zieht. Weil er sich zum Exponenten der ganzen Heuchelei des zeitgenössischen Philisteriums macht. Herr Salten, der Moderne, schützt nicht die erotischen Absichten der Salome gegen den Vorwurf der Zeitgenossen, sondern die Salome gegen den Vorwurf erotischer Absichten.

»Man bringt es fertig«, ruft er, »trotz dem ungeheuren Hintergrund dieses Dramas nur eine plumpe Erotik spüren zu wollen. Die verwöhnte, gesalbte und geschmückte Prinzessin soll an der rauhen von Erdgeruch starrenden Männlichkeit des Johannes nur einen ungewohnten Reiz empfinden, soll in ihrer hysterischen Überkultur beim Anhauch dieser Urwüchsigkeit in rasende Begehrllichkeit geraten. Liefe es darauf allein hinaus, es wäre ein plumptes Spiel. Salome fühlt, wer Johannes ist. In dem Augenblick, da die Stimme des Propheten aus der Tiefe des Kerkers zu ihr empordringt und ihr Ohr trifft, fühlt sie, daß da eine andere, eine neue Welt zu reden anhebt. In diesem Augenblick weiß sie, daß sie verloren ist. Verloren mit all ihrer Macht, mit all ihrem Rang, ihrem Glanz und ihrer Schönheit. Verloren, wenn es ihr nicht gelingt, sich in diese neue kommende Welt hinüberzuretten, von ihr aufgenommen und geliebt zu werden ... Von einer Sehnsucht, die keinen Gegenstand und kein Ziel hat, ist sie gejagt. Es ist der Zustand, in dem sich die Jugend einer verfallenden Zeit befindet. Sie ahnt, daß sie nur da ist, um von einer neuen Welt befreit oder überrannt zu werden. In diesem Mann, der da bleich und abgehärmt, aber furchtlos und verzückt aus dem Kerker heraufsteigt, sieht sie eine Macht, die außerhalb der Macht des Tetrarchenhofes ist. Eine Welt, die jenseits dieser glänzenden, nichtigen und verkommenen Welt liegt. Ihr bringt sie sich stürmisch dar, ihr wirft sie sich mit aller Heftigkeit entgegen, bereit, sich aufzugeben, sich hinzuopfern, zur Empfängnis bereit. Eine Sehnsucht, die sich selbst nicht kennt, schreit in Salome nach des Täufers Güte. Er stößt sie zurück. Jesus hätte sie aufgenommen, hätte ihre verirrte, verflatterte und verängstigte Seele beschwichtigt, gereinigt und erlöst. Der Vorläufer starrt über sie hinweg. Der Vorläufer kann noch hassen und verachten.«

Salome ist also ein Schmock, dessen Sexualität — wenn von einer solchen überhaupt noch die Rede sein darf — nur mehr in einer zu literarischen, Dämpfen sublimierten Religiosität ausströmt.

»Hier sind tiefere Bezüge«, meint Herr Salten geheimnisvoll, »verzweigtere Zusammenhänge, und wir lieben in unserer Zeit den farbig dunklen Schimmer tiefer Bezüge, den feinen Pulsschlag, der durch verzweigte Zusammenhänge klopft.«

Ein Satz, für den man Herrn Salten aus innerstem Herzen dankbar sein muß. Denn hier ist jener farbig dunkle Schimmer tiefer Bezüge zwischen der Gedankenlosigkeit und dem Schlagwort, hier ist jener feine Pulsschlag der Phrase, der immer zu klopfen beginnt, so oft das Wort »Zusammenhänge« in der modernen Kritik genannt wird. Es ist merkwürdig. Seitdem in die Literatur die Sehnsüchte eingeführt und die Zusammenhänge mit dem Leben entdeckt wurden, hat die Literatur den Zusammenhang mit dem Leben und das Leben die Sehnsucht nach der Literatur verloren. Die Nordaus können wenigstens die Seichtigkeit der abgestandenen Wässer, die ihre Phrasen decken, ermesen, die Saltens haben nicht einmal eine Ahnung, was unter dem farbig

dunklen Schimmer ihrer Adjektiva verborgen ist. Darum rechtfertigen leider Gottes die Saltens immer wieder die Nordaus. Denn daß in Oskar Wilde »alle die Farben und alle die Formen dieser Zeit schon fertig dalagen«, ist eine Erkenntnis, bei der der Philister mehr erkennt als der Snob. Jener versteht, was er verurteilt; dieser weiß nicht, warum er erhebt. Der Philister ist vom Flachkopf bis zum Plattfuß immer er selbst, aber der Snob möchte durch Geschwätz davon ablenken, daß er ein Philister ist. Er hat in Nr. 150 der 'Fackel' gelesen, wie ich die »Salome« beschrieb:

»Die somnambule Stimmung einer aus Wollust und Grauen bereiteten Vision; das rhythmisierte Tempo des aus schwüler Ruhe zur Katastrophe eines Zeitalters hastenden Fiebertraums; die aus dumpfen Seelen, aus einer Zisterne und vom Himmel drohende Wende zweier Welten, der unsichtbare Galiläer und ein stilisierter Mond, der vom blanken Rund zum scharlachfleckigen Ungetüm alle Phasen irdischen Unheils begleitet, — die Unregelmäßigkeit der aus den Fugen gebrachten Natur«.

Dies der berühmte »Hintergrund«. Aber der Vordergrund bleibt die simple Erotik, das Verlangen nach der von Erdgeruch starrenden Männlichkeit, das die Herren Nordau und Salten so »niedrig« wie sie nur irgend wollen einschätzen können. Freilich ersehnt die Prinzessin den Propheten und nicht bloß den Mann in Jochanaan. Aber ihre Sehnsucht ist eben eine erotische Sehnsucht, und Eros ersehnt den Reiz, sich noch einmal an einer den Sinnen feindlichen Lehre zu entzünden. Wäre Salome nicht »pervers«, sie wäre reif, Artikel über die Frauenbewegung für die 'Zeit' zu schreiben. Das Große an Wildes Dichtung — der Herr Servaes hat sich bereits so gut in den Rahmen der 'Neuen Freien Presse' gefügt, daß er den Leistungen der Schütz und Nordau das kritische Wort gesellt, »Salome« sei »künstlerisch betrachtet, vielleicht bloß ein Schmarren« — das trotz aller Blindheit und Bosheit Große an dieser Dichtung ist eben die Umfassung des Ewig—Niedrigen mit den welthistorischen Kulissen des Zeitlich—Großen.

Die Debatten der Schriftgelehrten am Hofe des Herodes klingen reiner als das Quintett der kritischen Juden, das sich im Nu vor Wildes Dichterwerk etabliert. Aber die Frage bleibt, ob der Pharisäer verständlicher mauschelt, wenn er den Part des verstehenden Snobs oder den des unverständigen Schmocks übernommen hat. Da Salomes Wunsch nach dem Haupt des Täufers vernehmbar wird, reckt der Haß die Arme, schon gleichsam den Weg nach Golgatha weisend. Die kritische Gilde aber verlangt auch den Kopf der Salome, wenn ihr Gelüsten ein »perverses« ist. Und wenn Herodes bereits den Befehl erteilt hat, daß man dieses Weib erschlage, beeilt sich Herr Kalbeck ihr noch eine schlechte Sittennote zu geben. So büßt in der Treitmühle der Kritik ein Dichter auch nach dem Tode noch seine Laster. Sein artistisches Vermögen wird zugunsten einer snobistischen Horde konfisziert. Die seiner Moral den Strick um den Hals wünschen, preisen die Art, wie er seine Krawatte geschlungen hat. Und es ist eines seiner besten Paradoxe, daß von dem abscheulichen Nachruhm, den sie ihm gönnen, sich die deutsche Theaterwelt mästet und daß wir bis zur nächsten Hinrichtung einer Persönlichkeit mit den Premieren eines Toten versorgt sind. Die Wege, auf denen er die Schönheit gesucht hat, bleiben verrucht, aber mit den Schönheiten, die er gefunden hat, schmückt sich eine Generation rasierter Jünglinge, deren träumerischer Verschmocktheit ein Roman gewidmet werden müßte: Das Bildnis des Dori Gray.

* * *

Das neue Strafgesetz

Das »Wissenschaftlich—humanitäre Komitee« in Berlin hat an den österreichischen Justizminister, Herrn Dr. Franz Klein, die folgende Eingabe gerichtet:

»Charlottenburg, den 10. Mai 1907.

Ew. Exzellenz!

Wie wir erfahren, haben unter Ew. Exzellenz Leitung im Österreichischen Justizministerium die Beratungen über den Strafgesetzentwurf begonnen. Wir werden von dortigen Eingesessenen gebeten, Ew. Exzellenz bei dieser Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß der § 129b des österreichischen Strafgesetzbuches auf Grund der neueren wissenschaftlichen Erkenntnisse und im Interesse wahrer Menschlichkeit einer Abänderung bedürftig erscheint. Wie Ew. Exzellenz wissen dürften, erstrebt unterzeichnetes Komitee für Deutschland die Abänderung des entsprechenden § 175. Unser streng wissenschaftliches Vorgehen hat es zuwege gebracht, daß die Meinung der Gebildeten und weiterer Volkskreise mehr und mehr von den alten Vorurteilen in dieser Frage zurückkommt, so daß der endlichen Abänderung, die nur noch eine Frage der Zeit ist, ernstliche Schwierigkeiten kaum im Wege stehen, ist doch die Regierung selbst unserer grundlegenden und aufklärenden Arbeit durchaus günstig gesonnen. Wir möchten weiter Ew. Exzellenz darauf verweisen, daß in jüngster Zeit Norwegen seine diesbezüglichen Gesetzesbestimmungen gemäß den wissenschaftlichen Feststellungen geändert hat und daß die Schweiz in ihren Entwürfen eine Änderung vorsieht. Wir erlauben uns hierzu auf die in unserem 8. Jahrbuch enthaltene Arbeit von Dr. B. Friedlaender, 'Kritik der neueren Vorschläge zur Abänderung des § 175', zu verweisen. Auch werden wir uns gestatten, Ew. Exzellenz Material über das fragliche Problem zugehen zu lassen. Indem wir die Hoffnung aussprechen, daß Ew. Exzellenz der Anregung, die wir uns zu geben erlaubten, im Interesse des Fortschrittes und der Gerechtigkeit Folge geben werden, verbleiben wir usw.«

Der Monatsbericht des Komitees verzeichnet stolz den Empfang des folgenden Rückschreibens:

»An das geehrte Wissenschaftlich—humanitäre Komitee
Charlottenburg—Berlin.

Ich beehre mich den Empfang der an das Justizministerium zur Strafrechtsenquete eingesendeten Drucksachen dankend zu bestätigen.

Wien, am 20. Mai 1907.

Ergebenst

Schober, k. k. Ministerialrat.«

Sonderbare Schwärmer! Die nicht wissen, daß in Österreich nicht die Menschlichkeit Sexualgesetze macht, sondern die Sittlichkeit, nicht die Lebenserfahrung, sondern die Unverdorbenheit, nicht der Fortschritt, sondern die Feigheit, nicht Phantasie, sondern die normale Sexualität eines Universitätsprofessors und eines Oberstaatsanwaltes. Die nicht wissen, daß eher die Furcht, für einen Dieb gehalten zu werden, den Gesetzgeber die Freigebung

des Diebstahls wagen lassen wird, als die Furcht, für einen Päderasten gehalten zu werden, die Abschaffung des homosexuellen Strafparagrafen. Wahrlich, ich sage euch, es wird noch viel Wasser in das Bassin des Centralbades fließen — und viel Wein in die Becher der Liebenberger Tafelrunde —, ehe sich die Erkenntnis Bahn bricht, daß kein Staatsbürger für die Richtung seiner Nervenwünsche verantwortlich gemacht werden kann!

* * *

Das Kind

Dieselbe Gesellschaft, welche die »Prostitution« (der ganze Moralwahn sinn stinkt aus diesem Wort) abschaffen will, aber dafür jede Krüppellehe gutheißt und die Mädchen den männlichen Berufen zutreibt, welche die Frauen infolge der ärztlichen Schweigepflicht der Ansteckung preisgibt und dafür den Fötus schützt, welche ihre sechsjährigen Kinder dem Katecheten, die Auslese ihrer Knaben dem Gymnasium und die Auslese ihrer Jungfrauen deflorationswütigen Sadisten ausliefert, — diese selbe saubere Gesellschaft knallprotzt jetzt auf einmal mit einem angeblichen besonderen Verständnis, das sie dem Problem des Kindes entgegenbringt, und mit einer angeblichen besonderen Fürsorge, die sie dem Kinde angedeihen läßt. Diese Gesellschaft hat das Schlagwort vom »Zeitalter des Kindes« erfunden, hat aber vom Wesen des Kindes eine verkehrtere Vorstellung und behandelt ihre Kinder schlechter und unsinniger als jede frühere Gesellschaft. Während gehirnweiche pädagogische Theoretikaster, Literaturweiber im kanonischen Alter, die ihre Mütterlichkeitsinstinkte zu spät entdeckt haben, und hochstapelnde Talmipsychologen das große Wort führen, während jeder Snob seinen herostratischen Wahnsinn und jeder spekulative Streber seinen Ehrgeiz und und seine Gewinnsucht auf Kosten der wehrlosen Kinder befriedigt, wird ein Dichter oder Denker, der einmal über das Kind ein unbefangenes Wort zu sagen wagt, das der mütterlich—idiotischen Vorstellung unserer Gesellschaft vom Kind als unschuldsvollem Engel nicht entspricht — wie etwa Wedekind in »Frühlingserwachen« oder Freud in den »Abhandlungen zur Sexualtheorie« — vom ausschlaggebenden Bildungspöbel als Zyniker oder verstiegener Ketzer gebrandmarkt. Insbesondere die Erotik will man beim Kinde nicht gelten lassen, und wenn man trotz aller absichtlichen Blindheit endlich in einem konkreten Falle doch die Existenz einer kindlichen Erotik zugeben muß, so schreit man entsetzt von Entartung und Verführung und ruft fassungslos: »Es gibt keine Kinder mehr!« Es scheint daher notwendig, nicht nur daran zu erinnern, daß das Kind auch vor der Pubertät bereits ein ausgeprägtes und überaus mannigfaltiges erotisches Triebleben führt ¹, sondern auch festzustellen, daß die Lieblingsvorstellung der modernen Gesellschaft vom unerotischen Kind—Engel nur das Produkt eines diese Gesellschaft beherrschenden erotischen Triebes ist.

In Wirklichkeit wird nämlich nicht etwa dem Kinde selbst eine überragende Bedeutung in unseren sozialen und kulturellen Bestrebungen eingeräumt, sondern lediglich der konventionellen *Vorstellung* vom Kinde. Man betont heute die Wichtigkeit erzieherischer und pädagogischer Probleme nicht aus sozialem Ernst oder aus Interesse an Kinderpsychologie und Pädagogik, sondern weil die Illusionen, denen das Gros der Gesellschaft seine sublimsten erotischen Erregungen verdankt, innig mit seiner Vorstellung vom Kinde ver-

1 Vergl. hierüber Prof. Dr. Sigm. Freud: »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie«, P. Deuticke, Leipzig und Wien 1905. [KK]

quickt sind. Es besteht nämlich heute ein anscheinend sehr dringendes Bedürfnis nach einer durchaus künstlichen Naivität, nach einer extrem unnatürlichen »Natürlichkeit« und »Unschuld«, um dieser Qualitäten entweder teilhaftig zu werden oder sie zu zerstören. Der Mann von heute ist in seiner Mehrzahl entweder ein Feminist, d. h. ein Masochist, der seine Männlichkeit, seine Besonnenheit, seine Verantwortlichkeit los werden will, der im Weibe als in der »Natur« (einer rein illusionistischen »Natur«, die er sich nach seinem speziellen Bedürfnis gut oder böse, sanft oder grausam, himmlisch oder dämonisch vorstellen kann) untertauchen will, oder er ist ein Nihilist, der alles zerstören will, was er nicht besitzen kann, ein Sadist, der grausam sein muß, weil er leidet, ein Deflorateur, der die »Unschuld« besudeln will, weil er an diese »Unschuld« glaubt und sie nicht hat, und der an die »Unschuld« glaubt, weil er in diese Illusion verliebt ist. Und in sehr vielen Fällen ist der Mann beides zugleich: ein Masochist, der sich nach einer »Herrin« sehnt, die ihn schulmeistert und bei der er selbst zum »Kinde« werden kann, und ein Sadist, der einen jungfräulichen Kind—Engel sucht, um ihm die »Unschuld« abzuzapfen. Aber nichts hat mit der wirklichen Natürlichkeit des Weibes weniger zu tun als die Vorstellung solcher verstiegenen Erotik vom »Weib als Natur«. Die Natürlichkeit des Weibes — das beste Besitztum unserer armseligen »Kultur« — wird gerade durch den femininen Weibskultus zerstört. Das Ziel einer wahren Kultur wird immer die schroffste Differenzierung von Mann und Weib sein. Die Differenzierung und die unbedingte Suprematie des Mannes ist der wirksamste Schutz der Natürlichkeit und harmonischen Gesundheit des Weibes. Die Anähnlichung und Vermischung der Geschlechtscharaktere — die heute auch auf dem Umwege eines allgemeinen und grundverkehrten Kindes-kultus herbeigeführt wird — ist der Weg zur schlimmsten Unkultur, zur Verweiblichung des Mannes und zur Vermännlichung des Weibes. Der Mann wird dabei zum Idioten und das Weib zur Hysterikerin. Die Vorstellung vom Kinde — in welchem man eben vor allem die Unschuld und Engel— oder Lammhaftigkeit entdeckt zu haben glaubt — bestimmt aber heute zum größten Teil Richtung, Form und Inhalt der männlichen Erotik, es gibt also neben der kindlichen Erotik auch eine kindische Erotik der — Erwachsenen. Die Frauen passen sich natürlich dem männlichen Bedürfnis an und sind entweder »Engel«, wenn sie das Geschäft mit der Unschuld noch vor sich haben, oder »Herrinnen«, wenn sie mit der Unschuld kein Geschäft mehr machen können: aut virgo — aut virago ¹ ... Ein Psycholog der Kleidung wird dies nach tausend Jahren noch aus unseren Mädchen— und Frauentrachten erraten können. Die Idee der kindischen Kindlichkeit ist sowohl für die Erziehung wie für die Selbst—Formung des Weibes maßgebend geworden. Unsere Mädchen (man kann dies meines Erachtens nicht oft genug wiederholen) werden anstatt zu Weibern zu erwachsenen Kindern, zu künstlichen Engeln erzogen, weil die Kindlichkeit — das Babyhafte in Kleidung, Haltung, Ausdruck und Sprechweise — die unwiderstehlichste Anziehungskraft auf den Mann von heute verbürgt, dessen sadistischer Passion sie entgegenkommt. Später verwandelt sich dann das Baby in eine »Wanda« — die traurigste und modernste Metamorphose von Semiramis und Kleopatra — und mimt entweder im Pelzmantel die königliche Würde oder posiert die kokett—arrogante »Erzieherin«, adaptiert für ihre Toilette männliche Kleidungsstücke und läßt die großen Kindlein zu sich kommen. Denn nunmehr verleiht ihr dies die sicherste Wirkung auf den Mann, dessen masochistischer Passion es entgegenkommt ...

Auch die übertriebene Kinderliebe der Eltern, das unnatürliche Verliebtsein der Eltern in ihre Kinder, das Herausputzen und Stilisieren der Kinder zu

1 Entweder Jungfrau — oder Mannweib

lebenden Puppen, zum Spielzeug einer klandestinen Erotik der Erwachsenen, einem Spielzeug, dem wir jetzt Schritt für Schritt begegnen können, das Zur-schaustellen dieser lebenden Puppen bei allen Festen und Empfängen, in Ausstellungen und auf Bühnen, die auffallend häufige Verwendung der puppenhaften Kinderfigur auf Plakaten, — alle diese Erscheinungen sind unzweideutige Symptome der tiefgehenden Beherrschung des modernen erotischen Empfindens durch die Idee der kindlichen Puppenunschuld. Und diese Idee ist auch in unsere Vernunftvorstellungen bereits so tief eingedrungen, daß sie sogar unserer Vorstellung vom Genie eine mütterlich—idiotische Färbung gibt, so daß wir uns den äußersten Gegensatz des wirklich Kindlichen — also etwa Goethe, den höchsten Grad von Besonnenheit und männlicher Selbstbeherrschung — mit Vorliebe als »großes und ewiges Kind« vorstellen. Napoleon empfand ihn anders. »Es ist ein Mann!« rief er aus. (Nach Nietzsche soll er sich dabei gedacht haben: — »und ich hatte nur einen Deutschen erwartet.«) Unsere Gesellschaft ist zum Weibe kondeszendiert, hat sich einen Ammeninstinkt zugelegt und degradiert alles, was es liebt, bewundert oder verehrt, zum Kinde. Unsere Vorstellung von Gut und Böse ist wieder bei Rousseau angelangt, dem Vater des modernen Feminismus und Demokratismus, bei Rousseau, dessen Genie wohl auch in der völligen Unfähigkeit bestand, Realitäten zu sehen und zu unterscheiden, der der Menschheit das verlogenste Buch über das Kind — den »Emile« — geschenkt hat. (Und der einzige berühmte Franzose ist, den Herr Nordau in sein schmalziges Herz geschlossen hat.) Unser Gut und Böse ist wieder in den Gleichungen ausgedrückt: Gut = Natur = Unschuld = Kind = Weib; Böse = Kultur = Wissen = Ernst = Mann. Die »Natur« der ersten Gleichung ist jedoch nur romantisch—sentimentale Unnatur.

Unsere Vorstellung vom Kinde ist aber auch an sich — abgesehen davon, daß sie nur eine verlarvte Form einer feministischen Erotik ist, der es an spezifisch männlicher Energie gebricht — die falscheste und verkehrteste, die jemals über das Kind verbreitet war. Das Kind ist eben nicht ein Idealgeschöpf, das den Erwachsenen vorbildlich sein könnte, sondern etwas Unfertiges, Rückständiges und in Entwicklung Begriffenes, ein Stück Natur, das glücklicherweise reeller, kräftiger und entwicklungsfähiger ist als der imaginäre »Engel« des Rousseau'schen Naturaberglaubens. Wenn im Kinde noch all das sich vorfindet, was im erwachsenen Kulturmenschen entweder unterdrückt oder derart verwandelt ist, daß der Ursprung mancher »Tugenden« aus kindlichen »Lastern« den meisten unglaublich erscheint, so ist dies eine notwendige und unnatürliche Entwicklungsstufe und kann selbstverständlich nicht den Inhalt einer »Anklage« gegen das Kind bilden. Das wahre Porträt des Kindes ist nur bei einem ganz ungerechtfertigten Vergleich mit dem vollentwickelten erwachsenen Kulturmenschen unerfreulich. In Hinblick auf die Entwicklung selbst ist im Gegenteil eine recht ausgeprägte Erscheinungsform der kindlichen »Laster« wünschenswert. Jedenfalls ist das Kind in Wirklichkeit das Gegenteil eines Unschuldengels, es ist in jeder Hinsicht »lasterhafter« als der erwachsene Dutzendmensch. In erotischer Hinsicht ist es eine Mustersammlung aller jener Triebe, die wir beim Erwachsenen »pervers« nennen: speziell die Sekretionsvorgänge und —produkte spielen in der kindlichen Erotik eine hervorragende Rolle. Sein Gefühlsleben ist hauptsächlich reaktiv und wird nur von der Furcht einigermaßen gehemmt und reguliert. Das Kind ist rachsüchtig, schadenfroh, jähzornig, neidisch, habsüchtig und feig, ein Ausbund von Verlogenheit, es wäre ein »Verbrecher«, wenn es handeln könnte. Seine intellektuelle Situation gleicht ungefähr der des Wilden. Es kennt anfänglich keinen Unterschied zwischen äußern Objekten und Ereignissen, Sinneswahrnehmungen und subjektiven — psychischen oder so-

matischen — Empfindungen. Es schreibt alle wahrgenommenen und empfundenen Veränderungen in und außer ihm imaginären Ursachen zu. Es lebt in einer gewissermaßen aufgelösten, nebelartigen Welt, in einer pittoresken und verworrenen Welt des blinden Zufalls, in der noch keine logischfaßbare Gesetzmäßigkeit Geltung hat, sondern das Unerwartete, Unfaßbare, Widerspruchsvolle und Wunderbare, das Absurde die Regel bildet. (Aussagen von Kindern sind daher immer und unter allen Umständen, besonders vor Gericht, mit dem größten Mißtrauen aufzunehmen. Kinder lügen, auch dann, wenn sie wahrhaftig sein wollen.) Eine ganz ähnliche Welt ist, nebenbei gesagt, auch die Welt des homo religiosus. Der Katechet hält also das Kind auf der kindlichen Stufe der Intellektualität fest, er verzögert oder verhindert den Eintritt der geistigen Mündigkeit. Wirkliche Typen erwachsener Kindlichkeit sind: mancher »Perverse«, der konstitutionelle Verbrecher und der Frommgläubige, der freiwillige Idiot.

Die aus dem psychischen Habitus des Kindes sich ergebenden Grenzen einer vernünftigen Erziehung sind nicht schwer zu bestimmen. Man soll das Kind zunächst sehen und unterscheiden lehren, es möglichst wenig durch unfruchtbaren, ihm fremden abstrakten Wissensstoff verwirren und verstopfen, man soll es alles möglichst von selbst lernen lassen (das wird jeder Vernünftige auch ohne Rousseau einsehen; unser Gymnasium ist eine beispiellos grausame Vergewaltigung kindlicher Gehirne), man soll es aber auch mit etwas kräftiger Hand anfassen, man soll es durch das Stadium der Kindlichkeit *hindurchziehen* und nicht auf eine miraculöse Selbstentfaltung seiner guten, engelsgleichen »Natur« warten. Es soll damit keineswegs einer nutzlosen Härte und Strenge, oder gar einer Prügelerziehung das Wort geredet werden. Ich finde vielmehr den Schutz, den das Kind im »Zeitalter des Kindes« genießt, gänzlich unzureichend. Der Willkür in der Erziehung ist noch immer ein viel zu breiter Raum gewährt, während die *verständige* Förderung der kindlichen Entwicklung noch viel zu selten ist. Ich bin auch dafür, daß man die Natur des Kindes — so wie sie wirklich ist — sich austoben läßt. Man soll ihm vor allem nicht die Schmerzlichkeit der schlimmen eigenen Erfahrung des Lebens ersparen wollen. Die Hauptsache bei aller Erziehung aber ist ein zielbewußter lenkender *Wille*! Die verfehlteste Erziehung ist jene für das Kind wehleidige Weichlichkeit, jene weibisch—romantische Empfindsamkeit, die das Kind mit Kindereien langweilt, die Erziehung mit »sezessionistischen« Bilderbüchern und »künstlerischem« Spielzeug, die Erziehung mit »Liebe«, Begeisterung, Snobismus und Unverstand, welche die Kindheit mit einer Gloriele der allerdümmsten Poesie — der Kindheitspoesie — umgibt und die Kindheitsperiode künstlich verlängert, jene jetzt so eifrig propagierte, nicht in Hinsicht auf die Zukunft der Kinder, sondern mit Rücksicht auf die Verzückungen von Tanten-seelen erfundene Erziehungsmethode, die nichts so sehr zu fürchten scheint als — das Mündigwerden der Kinder. Ich meine, das Kind ist eine zu wichtige und diffizile Angelegenheit, um dem Poesie— und Spielbedürfnis unbeschäftigter Schwachköpfe zu dienen. Ganz besonders widerwärtig ist die Sorte von Snobs, die heute das Kind durch die Kunst beglücken und veredeln will, was genau so geistreich ist, wie wenn man Fidschi—Insulaner mit den Bildern von Velasquez, Murillo und Tizian zivilisieren wollte. Für die ungeheure Vernunft eines von allen überflüssigen Härten gereinigten spartanischen Erziehungssystems ist heute jeder Sinn abhanden gekommen, wir haben im Gegensatz zu aller Vernunft die zwei unsinnigsten Erziehungssysteme, die es gibt — das alexandrinische und das romantisch—sentimentale —, zur Vollendung gebracht. Unsere Erziehung produziert daher nicht Männer und Frauen, sondern auf der einen Seite verbildete Berufskrüppel, auf der andern Feministen

und jungfräuliche *mimosae pudicae* ¹. Zwar spricht man jetzt da und dort von der Notwendigkeit einer »sexuellen Aufklärung« der Kinder. Bei der allgemeinen stupenden Unwissenheit der Erwachsenen in sexuellen Dingen dürfte aber diese »Aufklärung« eine sehr sonderbare und zweifelhafte sein. Und die sexuelle Aufklärung der Erwachsenen scheint mir vorderhand viel dringender als die der Kinder ...

Die moderne und äußerst ideal erscheinende Forderung, das Interesse und Glück der Erwachsenen dem Interesse und Glück der Kinder zu opfern, ist zwar nichts als die groteske Vermummung feministischer Erotik. Nichtdestoweniger aber ist diese Lehre der eigenartigen modernen Kinderfreunde wahrhaft gefährlich und kann nicht nachdrücklich genug zurückgewiesen werden, denn sie bedroht in gleicher Weise das Interesse und Glück der Erwachsenen sowohl als der Kinder. Im Interesse der Erwachsenen — und das Erwachsensein bedeutet doch auch die Zukunft des Kindes; die Wichtigkeit des Kindes beruht nicht in seiner Kindlichkeit, sondern darin, daß es zu einem tüchtigen Erwachsenen geformt werden soll — im Interesse der Erwachsenen also liegt es, durch die Rücksicht auf die Kinder in ihren Betätigungen und in ihrem Lebensgenusse möglichst wenig behindert zu sein. Und im Interesse der Kinder liegt es, durch stupide Herumerzieherei und verkrüppelnden Schulmechanismus in der Überwindung ihrer natürlichen kindlichen Rückständigkeit und in ihrer natürlichen Lebenslust möglichst wenig gestört zu werden. Die »Liebe« der Eltern und Tanten, die Künsteleien und der Eifer der Erzieher und Lehrer sind für das Kind nichts als eine Quelle nutzloser, seine Entwicklung verzögernder Plagen. Den Armen ist das Kind meist eine Last, sie quälen es daher oft mit ihrem Haß. Den Reichen ist das Kind gewöhnlich ein erotisches Spielzeug, sie quälen es daher mit ihrer Liebe. Dem Kind der Reichen sind nicht selten die Eltern eine Last. Man beginnt jetzt einzusehen, daß die Kinder, die von den Eltern mit Haß verfolgt werden, weil sie ihnen eine Bürde sind, von den Eltern getrennt werden müssen. Man sollte aber endlich auch einsehen, daß die Kinder, die von den Eltern mit einem Übermaß von Liebe verfolgt werden, weil diese ein erotisches Spielzeug brauchen, von den Eltern getrennt werden müssen. Man redet jetzt sehr viel von Kinderschutz und Mutterschutz. Ich glaube, Kinder und Mütter wären in vielen Fällen am besten geschützt, wenn sie getrennt würden. Die altehrwürdige Institution der Familie hat heute zwar keinen praktischen Zweck mehr, ist aber dafür der Hort aller Rückständigkeit, Verkrochenheit und Unsinnigkeit geworden. Diese sehr muffige Institution endlich aufzulassen, wäre nicht nur ein sozialer, ethischer und intellektueller Fortschritt, sondern auch die beste Lösung des Interessenkonfliktes zwischen den Kindern und Erwachsenen. Zu fordern, daß der zur Selbstbestimmung und zur höchsten Fähigkeit des Lebensgenusses Gelangte auf die Befriedigung seiner eigensten Bedürfnisse zugunsten der Unselbständigen und wenig Genußfähigen verzichte, heißt die natürliche Lustmöglichkeit des Menschen in seine unreife, für den vollen Lebensgenuß untaugliche Periode verlegen wollen, heißt auf den größten Teil der Freuden, die das Leben bietet, verzichten wollen, heißt das Leben *verarmen* wollen. Die Führung des Lebens ist eine Schöpfung des Mannes. Er ist das natürliche Schwergewicht im Gesellschaftsbaue. Verlegt er es — seine Mission verkennend oder vergessend — in die Natur des Weibes, die nur als Material, als bildsames Wachs seines schöpferischen Willens ihren hohen Wert gewinnt, so wird die Führung des Lebens weiblich werden; verlegt er es in einen falschen, dem Kinde selbst schädlichen Kult des Kindes, so wird die Führung des Lebens kindisch werden.

1 mimosenartige Schamhaftigkeit

* * *

Zur Frauenfrage

Von *Strindberg*¹ ist in der Zeitschrift 'Kritik der Kritik' ein Dialog zwischen dem »Verfasser« und dem »Interviewer« erschienen. Der Verfasser interviewt den Interviewer: »Was halten Sie von meinem neuen Buch 'Heiraten'?« »Ich finde zuerst, es ist schlecht gemacht. Es ist nicht ausgeführt.« »*Verfasser*: Wenn Sie wüßten, wie recht Sie haben. Es ist nicht ausgeführt! Das war eben meine Absicht. Ich wollte nämlich eine recht große Anzahl von Fällen schildern, von gewöhnlichen Fällen des Verhältnisses zwischen Mann und Weib, wollte nicht vier Ausnahmefälle schildern wie Frau Edgren—Leffler, noch einen ungeheuerlichen Fall wie Ibsen, die nachher als Regel für alle Fälle genommen werden— *Interviewer*: ... Zweitens ist das Buch unsittlich! Gestehen Sie das ein? *Verfasser*: Ja, das tue ich, nach Ihren Begriffen nämlich; denn wenn die Sittlichkeit ist, was sie geworden ist: ein Verbrechen gegen die Natur, dann ist mein Buch unsittlich: denn es ist der Natur gemäß. *Interviewer*: — — Drittens ist Ihr Buch reaktionär. Sie sind freisinnig und erlauben sich, sich über die Frauenfrage lustig zu machen? Wie können Sie das wagen? *Verfasser*: Ich gebe zu, es erfordert mehr Mut, sich über die Albernheiten der Mode lustig zu machen, als sich vom Strom der Umstände tragen zu lassen! *Interviewer*: Können Sie die Frauenfrage albern nennen, mein Herr? *Verfasser*: Ja! Das Weib von der Natur befreien, ist für mich ein ebensolches Verbrechen, wie den Mann von ihr frei zu machen suchen. Merken Sie nicht, Herr Interviewer, daß die jetzigen Versuche, das Weib zu befreien, eine Empörung gegen die Natur sind, die sich rächen wird? — — *Interviewer*: Viertens haben Sie Ibsen angegriffen; das ist gefährlich! *Verfasser*. Wer Karl XII. angegriffen hat, Herr, fürchtet weder Hölle noch Teufel! Siebenmal bin ich gefallen und wieder aufgestanden; und ertrage es wohl, noch einmal zu fallen! Übrigens habe ich das Puppenheim nur als Codex angegriffen! Ich liebe Codices nicht! Legt man einen Codex fest, so gilt er mindestens fünf und zwanzig Jahre und man kommt nicht vom Fleck! — Was Ibsen betrifft, so hat sein Beispiel die Gefahren der schönen Literatur gezeigt. Er schrieb Brand gegen das Christentum und die Leser haben einen Christentumscodex daraus gemacht! Ist das nicht köstlich! Er schrieb die Gespenster gegen die Unsittlichkeit — und die Sittlichen machten sie zu einem Unsittlichkeitscodex. Er schrieb den Volksfeind gegen die Gesellschaft und die schlimmsten Feinde der Gesellschaft warfen Steine nach ihm. So gehts einem, wenn man Moses auf dem Berg ist und mit einem blauen Tuch überm Kopf spricht. Ibsen schrieb von den Sorgen und Bitternissen seiner Jugend in den Kronprätendenten — und ein Kandidat der Philosophie in Helsingfors schreibt eine akademische Abhandlung darüber und beweist, daß es ein rein historisches Drama ist. Wenn der Kandidat vernünftiger zuwege gegangen wäre, hätte er an Ibsen geschrieben und ihn gefragt, ob es sich so verhalte; dann hätte er, falls ihm Moses geantwortet, klar gesehen. Einmal hat Ibsen das Tuch abgenommen und in menschlichen Zungen gesprochen. Das war, wie wir uns erinnern, nach den Gespenstern. Da desavouierte er sich selbst! Vielleicht will er mißverstanden werden. Gut, dann habe ich das Puppenheim am besten von allen verstanden. Doch lassen wir das. Haben Sie noch etwas miß-

1 "Nora oder Ein Puppenheim", "Gespenster", "Ein Volksfeind", "Die Kronprätendenten" — Schauspiele Ibsens

verstanden, mein Herr? — — — *Interviewer*: Aber Sie greifen ja die Verteidiger der Frauenfrage an und sind doch selbst radikal! — *Verfasser*: Eben! Ich greife die unverantwortliche Art an, in der man die Frage behandelt. Und die Frauenfrage hat in unseren Tagen einen häßlichen Anstrich von Poussade bekommen. Das ganze Puppenheim ist eine altmodische romantische Galanterie voll von idealistischen Schwächen. Ich habe den Versuch der Frau angegriffen, sich vom Kindergebären zu emanzipieren, nicht von Wiege und Küche. Ich habe das Verlangen des Weibes angegriffen, die Mütter durch Latein zu verderben, wie die Väter dadurch verdorben sind. Ich habe, hören Sie es, Herr, und schreiben Sie es auf, die Ehe unter den jetzigen Verhältnissen angegriffen; ich habe gezeigt, daß eine vollkommene Seligkeit — unsinnig ist; ich habe gezeigt, daß das Weib unter den jetzigen Verhältnissen oft (nicht immer) durch die Erziehung ein dummes Ding geworden ist; ich habe also, schreiben Sie's auf, Herr, die Erziehung des Weibes angegriffen, die kirchliche Ehe und die Galanterie—Emanzipation der Männer. Ich habe also nicht das Weib angegriffen, sondern ich habe, schreiben Sie's mit großen Buchstaben auf, die jetzigen Verhältnisse angegriffen ... Das Weib braucht meine Verteidigung nicht! Sie ist die Mutter, und darum ist sie die Herrin der Welt — —«.

*

Ellen Key und Friedrich Nietzsche ... Man wird mir diese Zusammenstellung verzeihen; aber der Widersinn von Namenskupplungen wie »Goethe und Nietzsche« (Essay des Fräuleins Ellen Key im Aprilheft der 'Neuen Rundschau') mußte gleich bewiesen werden. Bald ja wird es nicht mehr möglich sein, irgend einen berühmten Namen zu entdecken, der mit dem Goethes noch nicht in ein widernatürliches Verhältnis gebracht worden wäre. Am Ende wird überhaupt nur mehr das Paralytikerbekenntnis übrigbleiben: Goethe und Goethe

Aber weil eine Dame nicht Köchin geworden ist, darf dies allein schon ein zureichender Grund für sie sein, uns ein fades Kompott aus Lesefrüchten zu servieren? Sollte Nietzsche wirklich das Wort von der »Schreibekuh« umsonst gesagt haben? Er ist faktisch nicht imstande, die Weiber, die den Philosophen im Leben (wie nie Weiber einen Philosophen mehr!) gezogen, gestriegelt und gegängelt haben, wenigstens im Tode fernzuhalten. Er ist aus den Weiberhänden nicht zu erretten.

Wir wissen alle, wie sehr es zu beklagen ist, daß der Schwester Nietzsches die Redaktion der Werke ihres Bruders überlassen bleiben muß. Wo ist die »mit einem Zynismus sondergleichen geschriebene« Autobiographie »Ecce homo« hingeraten? Spurlos verschwunden. Rein aus der Welt hinausredigiert. Der Nietzsche des Ecce homo mag wohl nicht in den zärtlichen Geschmack der Schwester gepaßt haben. Welcher Schaden der objektiven Nietzscheforschung durch die Existenz des Weimarer Archivs angetan worden ist, läßt sich noch gar nicht abschätzen; aber er ist jedenfalls bedenken-erregend groß.

Kein Philosoph (Pythagoras nicht ausgenommen) hat so viele Anhängerinnen gehabt, wie der Mann, der kein Weib fand, von dem er Kinder gemocht hätte. An einen eminent männlichen Mann würden sie sich auch nicht so ungeniert herangewagt haben. Kein Weib hat zum Beispiel Verständnis für Schopenhauer. Aber Nietzsche wird von den Nietzscheanerinnen als ein Auch—Weib empfunden, und sie vertreten eigentlich nur Fraueninteressen, wenn sie Nietzschegedanken propagieren und *Zucht* (in einem anderen Sinne als in der guten alten Zeit) befürworten. Fräulein Ellen Key spricht ganz in der traulichen Terminologie der Wochenstube von einem »Gedanken Nietzsches, *den*

er unter dem Herzen getragen, den er mit seinem Blute genährt und dem er noch das Leben geben konnte« und sagt das verräterisch—dunkle Wort: «Die Lehre vom Glückswert des Leids war Nietzsches köstlichste Opfergabe an das Geschlecht, mit dem seine Qual ihn am innigsten verbindet ...»

Am allerersten fingen die Nietzscheweiber das Wort vom *vornehmen Ideal* auf. Von Fräulein Meta von Sahlis—Marschlin, die eigentlich ein Literaturdragoner ist, bis hinab zu Fräulein Ellen Key sind sie eingestandenermaßen alle »vornehm«. Wer diese »Elitemenschen« ungefähr kennen lernen will, braucht sich nur in das ekle und seichte Buch des Frl. Meta zu versenken: er findet darin alle Eigenschaften — vom »hohen Fußrücken« angefangen bis zur »höchsten Einfachheit und Eleganz der Kleidung« — eines richtigen Rasse—Übermenschen in der naiven Selbstbeschreibung der lieben Dame beisammen. Wie leicht doch Arroganz und Vornehmheit verwechselt wird! Man könnte, angesichts dieser Adels— und Elitesnobs, die Behauptung aufstellen: wer zwanzigmal in seinem Leben »vornehm« gesagt hat, ist ein Nietzscheaner ...

»Gustav Fröding«, schreibt Fräulein Key, »nannte einmal das Genie eine größere Lebensvollheit und eine höhere Feinfühligkeit als die anderer Menschen«. Mag Gustav Fröding über das Wesen des Genies das erlösende Wort gesagt haben; mag er es selbst in der »Lebensvollheit« finden; mag er platt wie der Teufel sein: uns kümmert das nichts. Uns ekelt nur der Keysche Nachsatz: »Aber wie sollen die, die selbst nichts von Lebensvollheit und Feinfühligkeit besitzen« — also Fräulein Key besitzt sie — »wie sollen die imstande sein« — Fräulein Key ist imstande — »im Weltraum des Genies Sterne von — Nebelflecken zu unterscheiden? ... « Ja, wie sollen sie? Überhaupt: die — Männer! Was verstehen die von *Flecken*, und wie man sie *ausputzt!*

B.

*

Herr Harden, der Zitate reiche, druckt unter einem Essay von Hedwig Dohm über Frauenlyrik einige Sätze von Luther, Rousseau, Goethe und Jean Paul ab, die das Lob weiblicher Handarbeiten in der Dichtkunst in nicht unpassender Weise entwerten. Luthers wundervolles Wort: »Wenn Weiber wohlberedt sind, das ist an ihnen nicht zu loben; es steht ihnen an, daß sie stammeln und nicht wohlreden können. Das zieret sie viel besser«, macht eigentlich auch alle Beredsamkeit der Männer über das Weib überflüssig. In unklar zusammengestellten Zitaten aus Eckermanns Gesprächen mit Goethe verblüfft eine Bemerkung, die Goethes Arzt, Hofrat Rehbein, fallen läßt und die wie eine Ahnung modernster Erkenntnisse vom Uterus anmutet. Herr Harden zitiert sie unvollständig, weil er die Bedeutung solcher Erkenntnisse geringer einschätzt als die Bedeutung der Marokko—Konferenz. Die Stelle lautet vollständig:

»Das Gespräch kam nun auf die Dichterinnen im allgemeinen, und der Hofrat Rehbein bemerkte, daß das poetische Talent der Frauenzimmer ihm oft als eine Art von *geistigem Geschlechtstrieb* vorkomme. 'Da hören Sie nur', sagte Goethe lachend, indem er mich ansah, 'geistigen Geschlechtstrieb! — wie der Arzt das zurechtlegt!' — 'Ich weiß nicht, ob ich mich recht ausdrücke', fuhr dieser fort, 'aber es ist so etwas. Gewöhnlich haben diese Wesen das Glück der Liebe nicht genossen, und sie suchen nun in geistigen Richtungen Ersatz. Wären sie zu rechter Zeit verheiratet und hätten sie Kinder geboren, sie würden an poetische Produktionen nicht gedacht haben!'«

Goethe sagt dann:

»Ich will nicht untersuchen, inwiefern Sie in diesem Fall (Therese von Jakob, Übersetzerin serbischer Volkslieder) recht haben; aber bei Frauenzimmertalenten anderer Art habe ich immer gefunden, daß sie mit der Ehe aufhörten. Ich habe Mädchen gekannt, die vortrefflich zeichneten, aber sobald sie Frauen und Mütter wurden, war es aus; sie hatten mit den Kindern zu tun und nahmen keinen Griffel mehr in die Hand.«

Freilich, nie sollte man ein der Frauenrechtleri feindliches Bekenntnis durch Goethes prächtige Absage an die Männer auszugleichen versäumen: Man hätte die gelehrten Weiber lächerlich gemacht und wollte auch die unterrichteten nicht leiden, wahrscheinlich, weil man es für unhöflich hielt, so viele unwissende Männer beschämen zu lassen.« Und — in der Ausführung des Reibin'schen Gesprächs —: »Doch unsere Dichterinnen mögen immer dichten und schreiben so viel sie wollen, *wenn nur unsere Männer nicht wie die Weiber schrieben!* Das ist es, was mir nicht gefällt. Man sehe doch nur unsere Zeitschriften, wie das alles so schwach ist und immer schwächer wird!« Zum Beispiel die 'Zukunft'. Dilettanten nämlich und Frauen, sagt Goethe, haben »von der Poesie sehr schwache Begriffe. Sie glauben gewöhnlich, wenn sie nur das Technische los hätten, so hätten sie das Wesen und wären gemachte Leute; allein sie sind sehr in der Irre.« Sie haben »von der Wichtigkeit der Motive in einem Gedicht keine Ahnung«. Und machen Gedichte, die »bloß durch Empfindungen und klingende Verse eine Art von Existenz vorspiegeln«. Der lyrische Hausarzt der 'Zukunft' ist Herr Dr. Salus, und die Rechtsanwälte des Herrn Harden, Suse und Sello, dichten bekanntlich gleichfalls. Und in derselben Nummer der 'Zukunft', in der unter einem Lob der wirklich außerordentlichen Margarethe Beutler Goethes Verurteilung der Frauenlyrik zitiert wird, ist eine Probe männlicher Verskunst enthalten: nicht weniger als vier Seiten Verse eines der beiden dichtenden Rechtsanwälte, und siehe, im Inventar dieser Poesie finden wir — in fünfzehn Jahrgängen der 'Zukunft' hat sich hierin nichts geändert — Lotus, Narzissen, Jasmin und Orchideen, Elfenhände und Engelsschwingen, glühende Pokale und Weihrauchkessel, Altar und Orgel, einen Silberflor und ein blütenweiches Kissen und — beinahe hätte ich ihn vergessen — einen Sarkophag wieder. Herr Harden hat wohl nicht gefürchtet, daß seine Leser ihm die Absicht zutrauen könnten, auch Goethes Wort von den Männern, die wie die Weiber schreiben, mit einem Beitrag in derselben Nummer zu belegen.

Die vermeyntliche Hexe

Im Hause, genennt »zum schmeckenden Wurm«, wohnete eine Jungfrau, Aloisia Schmiedhuber mit Namen, hausetete da einsamb als eine Waise und hatte der Blumen eine schöne Auslese vor ihrem Fenster, dahinter sie saß und so lieblichen sang als wie auf grüner Linde droben Frau Nachtigall sitzt und singt. Spazierte aber viel junges Volk vorüber, inmaßen die Universität ohnweit von da war und blieb stahn und sagete Schmeichelwort hinauf, und erklang manch Carmen zur Mandolina, darauf die Jungfrau hätte gefügig seyn und freundlich erwidern sollen. Aber die Schmiedhuberin lebte also sittsam, dass keiner ihren Gruß erlangen kunnt, item sie nicht einmal den Fuß vor die Thür setzete, wodurch sie aller Nachstellung ledig blieb.

Darüber zerriß sich männiglich das Maul, denn so viel castitas atque pudicitia¹ war des Landes nicht der Brauch, und ein jeglicher fand sein Lieb, wo er es suchte, was nicht anders geworden bis auf den heutigen Tag. Solches

1 Tugend und Keuschheit

gefiel auch nicht dem hochehrwürdigen Collegio, maßen sie die Anschläge des Meisters Urian gar wohl kenneeten, und befürchteten die hochwürdigen Herren, die Schmiedhuberin möchte heimlich mit Beelzebub Buhlschaft treiben; was dann freilich ihre sonstige Zurückgezogenheit erkläre, da niemand die Weibsen *ingenti sua pubertate*¹ besser zu befriedigen versteht als der Volant.

Da nun die Indicia, so gegen Obgenannte sprachen, annoch nit kräftig genug waren, um sie gefänglich einzuziehen und peinlich zu verhören, beschloss das hohe Collegium, ream² vorerst scharf zu beobachten, zu was End ein Rauchfangkehrer, der schon hiebevör in Diensten der Companie Jesu³ stund, den Auftrag erhielt, zu nachtschlafender Zeit in den Rauchfang des Hauses zum schmeckenden Wurm zu schliefen und vom Ofen aus das Geben der Jungfrau, *scilicet*⁴ vermaledeiten Teufelshure, zu beobachten, gestalten das Mensch von der Ueberwachung nichts vermerken könnte, als wann sie ihre Fahrt auf den Blocksberg antreten wölle. Der Rauchfangkehrer gehörte zu den Forchtsamen und gedachte, der Teufel möchte tun wie andere Liebhaber und zu seiner Buhle selbstn sich bemühen, anstatt sie zu beschicken, wobei dem russigen Höllenkerl, wie allgemein bekannt, kein Weg lieber sey, als der durch den Rauchfang führt. Wenn der Rauchfangkehrer dann in dem Ofen steckete, gäbe es kein Ausdrehn und Davonlaufen, ohn dass es ihm an den Kragen ginge. Begab sich derowegen zu einem Studenten, einem Vaganten, der in seinem Hause herbergte, legte ihm die Sache für und bat um einen kräftigen Spruch, einen rechten Teufelsbann. Der Vagante holte ein dickes Buch vom Schragen, enthaltend die Formeln des Nostradamus, die jedoch dem Rauchfangkehrer ob ihrer lateinischen Länge viel zu schwierig und gantzlich unerlernbar bedunkten, gestalten er froh war, als der Student vorschlug, er wölle statt seiner in den Rauchfang schliefen, inmaßen er lateinisch redte, als wenn die Orthographia selber es ausspräche.

Also wartete der Student den Abend ab und als er sahe, dem die Schmiedhuberin die Vorhänge zusammenzog, item die Stille der geruhsamen Nacht in das Haus eingezogen war, stieg er nach des Rauchfangkehrers Weisung durch ein Nachbarhaus aufs Dach, verband, sich vor Russ zu bewahren, Mund und Kopf und schloff durch den finsternen Schlund des Kamin, mit Ellenbögen und Knien sich stützend, und sorgsamlichen, dass kein Steinchen abbröckelte, abwärts und rückte nach einigem Suchen in der Jungfrau Schlafgemach (*id est* in deren lahmern Ofen) woselbst ein Oellämpchen brennete, und blinkte durch die Lucken im Ofenthürchen in die Stube, wobey die Schmiedhuberin sich nichts weniger versehen mochte, denn dass ein heimlicher Besuch im Ofen gestaken wäre. Sie spazierte in der Camera umher und begann gemächlich sich auszukleiden, dass ihrer Bewegungen Anmut mit dem Glanz der Glieder, so hier nächtens ans Licht kam, wetteiferte und dem Studenten in seiner engen Herberge, woselbst er aufrecht stund, der Schweiß über die Wangen loff. Weil die Schmiedhuberin aber ein munteres Geschöpf war und nur übergroße Sittsamkeit sie in Bann hielt, vollführte sie allhier einen fröhlichen Tanz mit Springen und ehrbarer Lustbarkeit, und der Gast im Ofen hatte sich eines seltenen Anblickes zu getrösten, inmaßen sie gleichsam nackend war. Plötzlich ließ die Jungfrau das Tanzen seyn und fiel auf die Kniee und wandelte sich all ihre Fröhlichkeit in Inbrunst, mit der sie vernehmlich den englischen Gruß hersagete und manch Vaterunser und mit dem allge-

1 Liebesbedürfnis

2 die Angeklagte

3 Jesuiten

4 selbstverständlich

meinen christkatholischen Bekenntnisse ihre Andacht endete. Der im Ofen erzitterte fast heftig, angesehen er nur durch eine dünne Lohwand von der betenden Schönheit getrennt war, und schien ihm, als müsse er sein Gefängnis auseinanderschmeissen. Aber er bezwang sich und sahe, wie die Schmiedhuberin das Bettlaken zurückschlug und in die Lagerstatt hüpfte, nachdem sie das Oellämpchen ausgeblasen hatte, gestalten nur ein leiser Schimmer von ihrem schneeweißen Lailich erglänzte. Da sah der Studente, was für eine Bewandnus es mit der Schmiedhuberin habe, und dass ihr Lebenslauf reiner war denn eines Schmetterlings in einem Rosengarten.

Nun juckte ihn aber das Fell, dass er nachdachte, wie er ihr wohl communicieren möchte, dass er da im Ofen stecke, da sie ohn Zweifel ein gross Geschrei erheben würde, wenn er sie geradewegs anrufete. Wählte daher das Nächste das Beste und sprach halblaut den englischen Gruß, so er eben vernommen, aus seinem Versteck in die Stube, erwägende, dass sie den nicht für einen Bösewicht ansehen mügete'. der sich also sänftiglich anmeldte. Erreichte auch fürerst, dass die Jungfer sich annoch schlafende im Bett herumwarf, wobey ein Fuß unter dem Laken herfürlugte als wie ein neubegierig Kücken aus dem Nest, und träumte ihr probabillter, sie sey in der Kirche oder gar im Paradeis, allwo die Engelein lieblichen sungen. Weil aber der Gesang nit endigen wollt, auch mählich lauter wurde, erwachte sie vollends und lauschte, und bedunkte ihr die Stimme aus dem Ofen zu schallen, also dass sie ein wüllen Tuch umwarf, Feuer schlug und in die Ecke schritt, wobey der Student nit aufhörte, andächtig zu beten, und die Frucht Mariens schon an die funfzigmale benedeit hatte. Da öffnete die Jungfrau die Ofentür und guckte ihr des Teufels russiger Bruder mit Mundtuch und Kapot gar freundlich lächelnde entgegen und betete weiter, gestalten die Jungfrau zwar fast erschrak. und ineinander fuhr, item bis in die Mitte der Camera sich retirierte, aber nicht schrie, sondern stumm auf die Erscheinung schaute, die alsobald den englischen Spruch abbrach und statt dessen ein gemütliches: »Guten Abend, liebwerte Magedein« fürbrachte.

»O du abgefäumter Ertzvogel«, sagte Aloisia, troll dich, von wannen du kommen.«

»Solches ist unmöglich«, erwiderte der Studente, »wenn schon ich gern wollte, denn mich schickt das wohlehrwürdige Collegium, dass ich dich beobachte, indem deine übergroße Sittsamkeit Verdacht erregt, du möchtest nächtliche Spazierfahrt auf dem Besenstiel unternehmen.«

»Jesus und Josef!« rief die Jungfrau passis manibus und rückte ein wenig näher.

»Loisl, ich glaubs nit und gedenk dich beim Collegio wohl in Salvo zu bringen. Du kannst nit anders hexen denn schöne Jungfern sonst.«

»So helfe mir die heilige Maria jetzt und in der Stunde meines Absterbens!« Und da sie für Schrecken fast schwach geworden, rückte sie ein Sessel herbey und setzte sich fragende:

»Wer bistu und was wills tu annoch von mir?«

Da redete der Studente freundlich zu ihr erklärende, wie er des Schornsteinfegers Auftrag übernommen, und sprach ihr also trostmütig zu, dass das Kind seine Munterkeit wieder gewann, und als er sie frug, ob sie denn vorhabens sey, als eine Jungfrau zu sterben, dass sie jederlei Occasion ausschlage, sagte sie klüglich:

»Was nützen mir ein Schock Springinsfelde? Glücklich machen kann mich doch nur Einer.« Und als der Studente keck erwiderte: »Ja, immer nur einer nach dem andern,« bestand sie darauf: »nein, nur Einer und sonst keiner.«

Als dadurch kamen die zween beide in einen leidlichen Discurs und achteten nit darauf, dass es Nacht war und der Siebenstern von hoch oben in die Camera luegte, und stand der Studente gar enge mit angezogenen Händen in seiner Klappe und die Jungfrau nur leicht angetan sass ohnweit auf ihrem Sesseleyn, fürcht sich nit gross, alldieweil der Gesell sich nit rühren kunnt, gestalten ihr niehmal keine Unterredung so angenehme Vexation erschienen war und sie froh war, dass sie sich allen Lermens enthalten. Interim handierte der Studente mit den grossmächtigsten Gedanken, redete von der Wahrheit, redete von der Treuheit, redt von der Welt Süssigkeit, redt von der Welt End, worauf das säuberliche Mägdelein gern hörte und, allwo es verstand, wacker sekundierte. Fragte ihn, ob er denn nicht ängstlich wäre, der Teufel möchte ihm im Kamine den Hals umdrehn, worauf er auf lateinisch erwiderte, sagende.

Namque nie silva lupus in Sabina
Dum meam canto Lalagen
Fugit imermem.

was zu deutsch so viel heißt als: nicht einmal die Wölfe im Wald können dem Liebhaber Böses anhaben. Da drohete die Jungfrau mit dem Fingerlein und verbot sich die lateinischen Sprüch. War aber nicht ihr steiffer Wille und Vorsatz, solche nit zu dulden, denn gleichwie sie sicher war, dass sie nicht zu Fall könne gestürzt werden von einem, der in den Ofen gesperrt war, also durfte der desto ehender mit einem freieren Discurs sich mausig machen.

Urit nie Glyceræ nitor
Splendentis Pario marmore purius,
Urit grata protervitas.

zu deutsch: war ein sanfter Anblick, als du im Sprungtanz dich drehtest, unwissend meiner Anwesenheit.

Da wandelten sich die Lilien auf der Jungfrau Wangen in rote Rosen, und forcht sich der im Ofen, zu viel gesagt zu haben. Derowegen erzählte er vom Tantalus, der dürstend im Wasser und hungernd unter Essensspeise stand, verglich sich selbst mit dem heidnischen Mann, indem obgenannter Anblick gleichsam eine Castigation gewesen sey für seiner Seele Heil, item er nichts anderes wünsche als solcher Versuchung, in der er gleich dem heiligen Antonius bestehen müsse, noch einmal teilhaftig zu werden. Fügte hinzu, daß er schier vermeyne, es sey ihre Christenpflicht, ihm bey dieser seelischen Castigation behülflich zu seyn, inmaßen sie bey seiner Verbannung in das Ofengehäuse keine Gefahr lauffe und je mehr Reize sie entfalte, je vollständiger seine Reinigung und Busse ausfallen möchte. Und wirklich, o mirum ¹, die Sittsamkeit zerschmolz unter seinen Worten wie ein Butterstollen, so unachtsamb auf die Ofenbank placieret worden, denn die Jungfer sahe, dass hier ein gottgefällig Werk ohne viel Mühe zu vollbringen sey, wollt sich auch die Occasion nit gern entgehen lassen, redte noch so hin und her, wobey ihr aber der Student weit überlegen war, auch Citate aus den heiligen Schriften zur Hand hatte, von denen niemand weiss, wo sie geschrieben stahn, summa: dem Studenten ergings wie Actäon, als er am parthenischen Quell Dianen belauschte, ohn dass er in darauffolgender Hundshatz sein Fell lassen brauchte.

»Herzallerliebstes Mägdlein, rück doch ein wenig näher und lass mich die Süssigkeit eines Küsschens kosten.«

»Du darfst nit so überkeckes Verlangen stellen«, sagte sie und retirierte sich neuerdings um einen Klafter.

»Vitas hinnuleo nie similis Chloë, sey doch nit wie ein Reh, atqui non ego te tigris ut aspera persequor, ferne sey mir unziemliches Verlangen; aber

1 O Wunder

ein Küsschen in Ehren mögest du mir nit weigern als Lohn für die Fahrt, die ich saluli tuae unternahm.«

»O du russiger Kerl, wie soll man dich küssen? Hast den Mund verbunden und kansts im Ofen nit lösen.«

»Oscula qui sumpsit, si non et caetera sumit, hab' den Mund verbunden und kann die Händ nit regen in dem Mauerloch und das ist gut, alldieweil ich dir nit raten mögete mit mir als regsamem Gesellen dergestalt beysam zu seyn.«

»Obs wahr ist, dass du dich nit rühren kaust?«

»Gäb viel darum, wens anders wär.«

Da ging sie zur Ofentür, band ihm das Mundtuch ab, strich fein säuberlich mit ihrem Fazzolet die Lippen des Gesellen rein und küsste ihn, eins, zwei, drei, schämte sich allsogleich und machte das Thürl zu. Da er aber rief und bat, öffnete sie's wieder und küsste ihn zum viertenmale am längsten und lief ins Bett und versteckte das Gesicht. Da sahe der Student, dass ihr der Nectar als ein ungewohntes Getränke zu Kopf gestiegen war sahe auch, dass die Kühle des Morgens nahete, also dass er in die Stube rief: »Morgen komm ich wieder« und lustig durch den Kamin nach oben schloff. Kam auch glücklich ohne männigliches Vermerken aus dem Hause, spazierte in früher Morgenstund auf den Ravelins, bis alle Welt erwachte, als wann er sich zu obgenanntern Rauchfangkehrer begab und vermeldte, dass er nur Schönes und übergrosse Frumbheit gesehen hätt.

Äls die Herren vom hochehrwürdigen Collegio des Rauchfangkehrers Aussage vernahmen, entsetzten sie sich bass und sprachen: was dörffen wir ferner Zeugnis? alldieweil die Arglist des Satans zu Tage lag und Zauberey, die des Rauchfangkehrers Aug geblendet musst haben, klärlich im Spiele war. Denrohngachtet ward beschlossen, ream weiter zu beobachten, ehbevor man sie öffentlich der Maleficenz zieh, dessen man freilich ehistes gewärtig war, dass alle Anschläge des Meisters Urian zu Schanden würden und die verfluchte Hex, als welche sie war, in flagranti möge erdappt werden. Derowegen bezogen drei Domini von der Companie Jesu heimlicherweis das Nachbarzimmer der Schmiedhuberin, allwo eine alte Vettel hausetete und nur eine dünne Wand zwischen ihrer und der Verdächtigen Kammer war, gestalten man daselbsten alles hören kunnt, was drüben gesprochen ward, sofern einer sein Ohr an die Mauer legte. Da waren die drei Domini, und weil ein kühler Tag war heizte die Vettel ein rechtschaffenes Feuer im Ofen ein, daran man wohl erwarmen kunnt und der Rauch zum Kamin hinausschlug.

Die Schmiedhuberin ging den ganzen Tag umher als wie im Traum über das wunderliche Begegnis, kaufte mancherlei Essensspeis ein, ihren nächtlichen Gast in einem fröhlichen Convivium zu bewirten, freute sich und putzte sich reputierlich heraus als wie zu einem Besuche von grosser Importanz. Als nun der Mond aufgegangen war und der Studente über das Dach kroch wie ein Kater im Hornung, schlug ihm der Rauch ins Gesicht, dass er wohl sahe, es sei für heut unmöglich seinen Weg zu kontinuierieren, wusst auch nicht, ob nit die Jungfrau selbst ihm diesen Streich spielete, gestalten er nichts besseres wusste denn umzukehren. Drunten aber, woselbst die Jungfrau vom Rauche nichts verspürte, wartete sie sehnsüchtig auf ihren lieben Gast, der nicht kommen wollte, öffnete das Türlein und redete in das Loch, sagende: »Ei du mein lieber Buble, du süßer Teufel, wo bleibest du so lang?«

Dieses hörten die Domini in der Nachbarstube, dass eine Gänsehaut ihnen den Buckel hinabloff, liessen sich aber die frommen Pfaffen nit irren, sondern brachen der Schmiedhuberin in die Tür und kamen processorsweis daher mit den Chorröcken bewaffnet samt den Stolen, mit Wachslichern,

Sprengel und Buch, exorcierten die Hex und befanden da einen gedeckten Tisch, befanden da auch das russige Mundtuch, das der Student vergessen, was alles mit Weihwasser reichlich besprengt, die Schmiedhuberin abgeführt und in Thurn geworfen, worauf die Camera versperrt und versiegelt wurde.

Solches verbreitete sich gassatim durch die Stadt wie ein Lauffeuer, und rottete sich eine große Menge vor dem Stockhaus am roten Thurn zusammen, schreiend und die Hex maledicierend, item ward der Stadtrichter Dominus Johannes Georgius Dietmayr beschickt, der aber nur Formeswegen befragt wurde, denn die hochehrwürdige Companie führte die Untersuchung ohne weltliche Assistenz. Uebrigens wurde Inquisitin am ersten Tage all in ihrem Elend gelassen und ein Verhör verschoben, bis dass man ihre Stube durch und durch spindisieret, ob nicht teils Verehrungen des Satans darinnen befunden werden möchten.

Was aber den Studenten anbetrifft, so verbrachte er bey seiner nächtlichen Kletternus den Tag mit Schlafen und verschlief den Rummel. Des Abends machte er sich nichts ahnende auf den Weg, kam auch glücklich durch den dasmal kalten Kamin und thät seinen Augen nit trauen, als er in der Camera zwar die Jungfrau nit, dafür aber 2 hochehrwürdige Fratres Jesu fand, die allda den Rauchfangkehrer einem strengen Verhör unterzogen, ihn mit peinlicher Frag bedroheten, sintemal er sich durch seine Aussage selber, verdächtig gemacht habe. Da erzählte der feige Kerl ausführlich, wie der Teufel in rotem Gewande des Nachts hereingestiegen und gräuliche Unzucht mit der Schmiedhuberin getrieben, benennete die Orte, wo er gesessen, und die Stelle, wo er gelegen, und log so viel, dass es dem Studenten im Ofen zu viel ward, gestatten er den lahmernen Bau zersprengte und wie der Hui in die Clerisei sprang, dass die nit anders vermeyneten, als der Teufel wolle sie lebendigen Leibes holen. Durch diese demonstratio ad oculos, und weil der Student als im Collegio selbst als Schüler inskribiert genügend fides besass, ward alles aufgeklärt und statt des Teufels ein richtiger Christenmensch als nächtlicher Besuch festgestellt. Entfiel also alles weitere Verfahren und Domini Jesuitici bestanden nicht einmal darauf, dass Inculpatin leiblich auf etwan ein verborgen Teufelsmal untersucht werde, denn der Student wollt auf die Hostie schwören, dass ihr Leib frey sei und marmore purius. Also wandte sich diese höchst gefährliche res wieder zum Guten, so getreu und barmhertzig ist GOtt, dem sey Ehre in Ewigkeit, Amen.

Fritz Wittels

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Konfiskation und Verhaftung]

Dem Polizeipräsidenten. 6. Juni. Der Gauner, den die Polizei aus der Haft entließ, weil er noch den Rest des Erlöses einer 'Fackel'—Nummer einzukassieren hatte, ist bis heute nicht gefangen ¹. Der Gerechtigkeit wegen muß ich erwähnen, daß die Polizei ihn inzwischen einmal wieder hatte und daß er bei der Eskortierung entsprungen ist. Da kann man der Polizei wirklich keinen Vorwurf mehr machen. Kupplerinnen, die durch ein Kaffeehausklosett nach Ungarn fliehen und den »Vertrauten« wochenlang auf der Straße warten

¹ s. Heft 226 # 02 »Eine Wiener Verhaftung«

lassen, machen der Behörde das Leben schwer genug. Und wenn ein Gauner, den man zum zweitenmal hat, an irgendeiner Straßenbiegung sich's überlegt und doch lieber nicht mitgeht, so kann eben die Polizei auch nichts tun. Sie wird sich gewiß freuen, zu hören, daß es dem Manne gut geht, daß er inzwischen einen sicheren Dienerposten bekommen und sich neulich über Herrn Stukart ungemein lobend geäußert haben soll. Hiermit wäre alles in bester Ordnung. Der geschädigte Zeitungsver schleißer hat bis heute immerhin in Erfahrung bringen können, daß ein »dicker Polizeikommissar« es war, der die Enthaltung angeordnet hat. Die Identität des Täters mit jenem trefflichen Mann, auf den sich das geflügelte Wort der Frau Riehl bezieht: »Madeln, verführts mir den dicken Kommissar!« war bisher nicht festzustellen. Aber das macht nichts. Es ist so vieles nicht festzustellen, was im Gebiete behördlicher Interessen spielt, es ist nicht einmal der Schaden festzustellen, den die Zeitungsfirma erleidet. Hier hat einmal ein Gauner sich die legitime Verwirrung, die durch die Konfiskation einer 'Fackel'—Auflage erzeugt wird, zunutze gemacht. Der Staatsanwalt Pollak aus Gaya hat die Ware konfisziert und ein entlassener Austräger hat das Geld konfisziert. Aber ihm haben die Trafikantinnen nicht nur das Geld, sondern auch die amtlichen Konfiskationsbestätigungen ausgeliefert, so daß eine Unterscheidung zwischen verkauftem, konfisziertem und gestohlenem Wert nicht mehr möglich ist. Wir haben Gottseidank ein Polizeimuseum. Die Geschichte, dieser prächtigen Enthaltung, wie ich sie in der letzten und in dieser Nummer erzählt habe, sollte dort in irgendeiner Form zu finden sein. Aber ich möchte auch die Aufnahme der schönsten amtlichen Konfiskationsbestätigungen empfehlen, die ich schon längst anregen wollte. Ein großer Teil ist natürlich zur Stelle geschafft und ich kann mir nicht gut denken, daß jene, die der gaunerische Austräger unterschlagen hat, schöner sind. Ich bin so frei, Ihnen, Herr Präsident, mit der gleichen Post eine Kollektion ins Haus zu senden. Zwar habe ich das seit mehr als acht Jahren schon einigemal getan. Als ich's das erstemal tat, erreichte ich die Einführung amtlicher Formulare. Aber die Formulare wurden später von den meisten konfiszierenden Wachorganen nicht anders ausgefüllt als jene schmierigen Tabakpapierfetzen, auf denen bis dahin mit Bleistift und in Ziffern die Zahl der konfiszierten Exemplare einer Zeitung bestätigt worden war. Die analphabetische Schmierage amtlicher Kreuzelschreiber war eben von nun an auf schönen Formularen zu lesen, aber die Tabakpapierfetzen wurden auch nicht außer Kurs gesetzt. Das Polizeipräsidium schien einzusehen, daß hierdurch dem Mißbrauch mehr Türen geöffnet werden, als unbedingt notwendig ist, und versicherte mir öfter, daß Erlässe an die Wachstuben ergangen seien, die zu einer Bestätigung mit Tintenschrift und in Buchstaben nachdrücklich animierten. Aber das Polizeipräsidium scheint auf die Herren Wachmänner keinen Einfluß zu haben, und diese haben im Grunde auch nicht die Zeit zur korrekten Durchführung einer Beschlagnahme, wenn ihnen als ihre wichtigste Aufgabe immer wieder die Beaufsichtigung der Prostituierten eingeschärft wird. Die Einfälle des Staatsanwaltes muß ich ertragen; gegen diese Pollakwitze gibts bloß das Mittel, für ihre Kolportierung im Parlament zu sorgen. Aber der illegitime Schaden, den die legitime Schädigung durch eine Konfiskation bewirkt, ist bei einer Zeitschrift, deren Verbreitung im Trafikenverschleiß begründet ist, so fühlbar, daß man fast zum Verdacht gelangen könnte, das Opfer einer zielbewußten Schlamperei zu sein. Ich kann natürlich nicht beweisen, daß auf einem der schäbigen Zettel, die ich Ihnen einsende, die Zahl 16 früher 6 gelautet hat, aber ich kann — in einem früheren Fall — beweisen, daß die Gesamtzahl der als konfisziert angegebenen Nummern größer war als die im Landesgericht deponierte Auflage. Ich wünschte, daß dieser Wirtschaft

ein Ende gemacht werde. Daß dem Besitzer einer Zeitschrift die Erwerbsteuer nach der Ausdehnung des Unternehmens zugemessen wird, daß also der Revolverjournalist, der bloß fünfzig Beleg—Exemplare für Banken druckt, billiger davon kommt, als der unabhängige Schriftsteller, der auf die Verbreitungsmöglichkeit angewiesen ist, muß sich dieser gefallen lassen. Auch daß ihm die Verbreitungsmöglichkeit zumeist nach der Zahl konfiszierter Exemplare bemessen wird. Aber daß er draufzahlen soll, weil die Herren Wachmänner in Wien bloß Ziffern und außer ihrem Namen und einem k. k., keinen Buchstaben schreiben können, ist eine unerlaubte Zumutung. Ich möchte den Skandal nicht noch einmal erleben. Eine Schadenersatzklage gegen den Staat habe ich bisher aus dem einfachen Grund nicht anstrengen können, weil ich österreichischer Staatsbürger bin und meine freie Zeit mit Rekursen gegen ungerechte Steuervorschreibungen verbringen mußte.

[Annoncen]

Leser. Natürlich halte ich die Veröffentlichung von Sexualannoncen für die weitaus verdienstvollste aller Tendenzen, die die 'Neue Freie Presse' verfolgt. Und nur weil die 'Neue Freie Presse' nicht selbst dieser Ansicht ist und in ihrem redaktionellen Teil sich manchmal über das Treiben der Kupplerinnen entrüstet hat, habe ich manchmal den Charakter ihres Inseratenteils zu enthüllen für notwendig erachtet. Nur die beschränktesten Leser konnten glauben, daß es mir etwa um eine Verdrängung der Masseusen aus der 'Neuen Freien Presse' zu tun war. In Wirklichkeit lag mir bloß die reinliche Scheidung des Liebesmarkts vom redaktionellen Teil am Herzen. Kein wahrer Kenner meiner Lebensanschauung kann glauben, daß ich nicht eine junge, sympathische Masseuse für kulturfördernder halte als einen alten, unsympathischen Schmock, und die Körperpflege, wie sie auf der letzten Seite empfohlen wird, für anregender als die Pflege des Geistes, die weiter vorn betrieben wird. Was in die 'Neue Freie Presse' entschieden nicht hineingehört, sind die Beiträge der Herren Unger, Schönborn, Menger und Gomperz und die Annoncen der Damen Schlager, Prügler, Klopfer und Masochin. Und ich glaube, daß sich die Wissenschaft durch eine Verbindung mit dem schäbigsten Journalismus nicht weniger vergibt als die Hurerei. Es ist peinlich, die berühmtesten Gelehrten im Vorspann finanzieller und geistiger Niedertracht zu sehen, aber es ist direkt beschämend, im Nachwort solide Angebote wie die folgenden (Sonntag, 19. Mai) zu finden ¹:

1 Junger Mann,
sehr elegant, nicht gewöhnlich, vollkommen unabhängig, sucht Bekanntschaft mit einer Dame nur der besseren Gesellschaft, deren erste Jugend vorbei ist und die sich in der Freundschaft verjüngen will. Zuschrift unter „Schneehaare“ an das Büro des Blattes

Jeune homme,

très elegant, pas banal, tout a fait indépendant désire a faire la connaissance d'une femme du meilleur monde seulement, qui a passé la première jeunesse et qui voudrait se rajeunir dans l'amitié. Ecrire sous »Cheveux de neige« au bureau de journal.

Feiner junger Herr gesucht,
der einige Wochen als Gast oder Gesellschafter auf einfachem Landschloß bei jungem Aristokraten zubringen möchte. Briefe mit Photographie, die retourniert wird, unter »Offizier oder Ausländer bevorzugt« an das Ank.-Bur. d. Bl.

Alte häßliche Frau

sucht Korresp. mit nur älterer, vornehm und ernst denk. Persönlichkeit. Nichtanonymes erw. unt. »Anspruchsvoll ohne Berechtigung« a. d. Ank.-Bureau d. Bl.

Intelligenter junger Mann,

in vornehmer Stellung sucht die Bekanntschaft eines ähnlichen Herrn (wenn auch mittellos), mit dem er seine freie Zeit verbringen könnte. Offiziere bevorzugt. Gefl. nichtanonyme Zuschriften unter »**Ehrbare Bekanntschaft**« an das Ank.-Bur. d. Bl. erbeten.

Dazwischen suchen ein »fescher Staatsbeamter« und ein »stattlicher Ministerialsekretär« normalere Betätigung ... An der 'Neuen Freien Presse' sind Kopf und Schwanz genießbar; das Mittelstück stinkt. Wie, wenn sich die Vertreter der Wissenschaft und die Beschicker des Inseratenmarktes vereinigen? Hoffentlich wirkt das folgende Angebot vorbildlich, das am 23. Mai in der 'Neuen Freien Presse' zu finden war

5000 Kronen

demjenigen, der einen österreichischen oder ausländischen Rechtsgelehrten von anerkanntem Rufe namhaft macht, welcher in dem ung.-kroat. Konflikt wegen der Dienstsprache bei den Eisenbahnen den ungarischen Standpunkt billigt und sich hierüber motiviert äußern will. Gefl. Zuschriften unter »Recht 5000« etc.

[Die deutschen Gastspiele]

Regisseur.

» — — Aber sonst ist diese Vorstellung des Brahm—Ensembles gewöhnlich, oder schlechter als gewöhnlich. Und wahrhaftig zur General—Ekstase kein Anlaß. Und wahrhaftig fürs Burgtheater kein Anlaß zu lernen oder zu beneiden. Herr F. und Herr M. diesmal in keiner Weise das landläufige Normalmaß schauspielerischer Zulänglichkeit überschreitend. Und die übrigen, besonders die Damen, einfach provinzierisch—miserabel. Jene Hochsaison des Naturalismus ist schließlich vorüber, in der jeder schlechte Komödiant eben deshalb ein guter Komödiant hieß; nach der Logik: was so ganz und gar nicht 'Theater' ist, muß wohl 'Leben' sein. Man lernt erst den charakteristischen Witz des Herrn Treßler, die stille Würde der Frau Bleibtreu, die schlichte, feine Art des Herrn Gim-

nig, die unaufdringlich echte Komik der Herren Baumgartner und Sommer, die Anmut der Frau Kallina, den breiten Humor des Fräuleins Walbeck und der Frau Kratz recht schätzen, wenn man erlebt hat, mit welcher saloppen Beiläufigkeit vom Lessing—Theater all die vielen markanten Nebenrollen in den 'Stützen' einfach hingeschmiert werden. Und man bekam angesichts dieser allzu ruppigen Unkultur Respekt vor der allzu glatten Kultur des Burgtheaters. Für den Effekt des Abends war das natürlich gleichgültig. Die Begeisterung der Zuhörer war das Primäre; man brachte sozusagen die fertige 'Wirkung' ins Theater mit und fahndete gierig nach Ursachen ... «

Da Herr Polgar vom Theater nicht allzuviel versteht, könnte man glauben, daß er Unrecht habe. Er hat trotzdem recht. Nur schade, daß diese Erkenntnis der Defektschauspielerei erst jetzt von anderen Federn übernommen wird, nachdem ich sie seit vielen Jahren bei jedem Einbruch der Berliner Regiekunst und bei jedem Ausbruch des Wiener Idiotismus, der die Persönlichkeitskunst seines Burgtheaters nicht verdient, propagiert habe. Wenn Spezialitäten das Heil der modernen Bühne bedeuten, könnte gerade der Reichtum des Burgtheaters den Glanz eines Dutzends Berliner Gastspiele bestreiten. Der Ausnahmewert eines Künstlers wie Sauer sei anerkannt. Aber Herrn Rittner neben Baumeister, Frau Lehmann neben das Andenken der Helene Hartmann stellen zu wollen, ist schon wieder ebenso unerlaubt wie der Vergleich des ausgezeichneten Episodisten Bassermann mit Friedrich Mitterwurzer.

»Bassermann als Konsul Bernick gibt ein reiches Maß wirkungsvollster Spieleinfälle. Aber sie schließen nicht zur Linie zusammen. Diese ruckweise Genialität packt den Zuschauer, hält ihn aber nicht. Alle 'Zustände' des Konsuls Bernick spielt Bassermann außerordentlich, aber von Zustand zu Zustand führt immer nur der gleiche gleichgültige, ärgerlich psalmodierende Sprechgesang. Wie Konsul Bernick (eben im Augenblick)' erbittert, zum äußersten entschlossen, darniedergeworfen, zerknirscht, groß — keiner spielt's mit intensiverer Echtheit, plastischer ausschattiert, reicher an scheinbar unwillkürlichen, reflektorischen, wärmsten Menschlichkeiten als Herr Bassermann. Wie Konsul Bernick dies alles, den Weg der Entwicklung, das, was den theaterstarken 'Momenten', — das fehlt der Leistung fast gänzlich.«

Wie ausführlich! Herr Polgar hat das Wesen des Episodenspielers entdeckt ... Nur Herr Großmann wagt es heute noch, den Wert schauspielerischer Persönlichkeit mit dem Klischee naturalistischer Messung abzuschätzen: »Da darf das Wort Schauspieler nicht mehr angewendet werden. Rittner und Lehmann scheinen zu SEIN, was sie darstellen.« Aber dann ginge man doch besser noch weiter zurück, nämlich bis zum Bekenntnis, daß König und Königin mehr sind als Fuhrmann und Stallmagd ... Die Suggestion, die Name und Schlagwort auf Wiener Kritikerhirne ausüben, läßt sich bei den Berliner Gastspielen besser als sonst nachweisen. Die Herren Brahm und Reinhardt haben nämlich die praktische Gewohnheit, ihre ersten Kräfte öfter auf den Zettel als auf die Bühne zu stellen. Und so erreichte die Bassermann—Begeisterung ihren Höhepunkt, als statt des Schauspielers ein unbekannter Herr Fuchs im »Florian Geyer« als Tellermann auf der Szene stand.

Kritiker.

'Arbeiterzeitung': »Den dichtenden Kammerdiener spielte Herr Wilhelm Klitsch. Ein junger Mann, der Schwung und Hitze hat, auch ein prächtiger Sprecher werden könnte.«

'Zeit': »Herr Klitsch verdarb die Hauptrolle durch seine äußerliche, unbeseelte und im übrigen nur selten verständliche Deklamation.«

[Geschäftsreisende Ärzte]

Arzt. In der 'Münchener Medizinischen Wochenschrift', aus der ich im letzten Heft die Zuschrift über die geschäftsreisenden Ärzte zitiert habe, war der volle Namen des Badearztes Dr. Hugo Schlesinger genannt. Dies ersucht mich ein Marienbader Kollege des Herrn festzustellen, der gleichfalls Dr. Hugo Sch. heißt und dem die Deutung dieser Chiffre als Abkürzung SEINES Namens peinlich wäre.

[Aus meiner Sammlung]

Sammler. Wie soll ich's denn bewältigen? Um alle Komik der Unwissenheit und allen stilistischen Ulk der Wiener Tagespresse zu reproduzieren, müßte die 'Fackel' täglich im Umfange sämtlicher Wiener Tagesblätter erscheinen. Und mögen die freundlichen Mehrer meiner Sammlung nie vergessen, daß ich zwar das Recht habe, einen großen Feind, gegen den ich mit Kanonen auffahre, hin und wieder auch mit Brotkügelchen zu bewerfen, daß aber nicht jede Krume solchen Aufhebens wert ist. Was kümmerts denn mich, wenn die 'Neue Freie Presse' glaubt, es sei ein »Eisenbahnerstreik in BRASILIEN« ausgebrochen, weil ihr aus BUENOS—AYRES gemeldet wird, daß die Werkstättenarbeiter eine Lohnerhöhung verlangen? Wenn sie glaubt, daß Italien durch HUNBERT und nicht durch Viktor Emanuel geeinigt worden ist? Das weiß doch heute bereits jedes Schulkind, daß die 'Neue Freie Presse' weder in der Geographie noch in der Geschichte noch auf irgend einem andern Gebiete so viel wie ein Schulkind weiß.

[Der Fall Ritter]

Optimist. Aus Salzburg wird dem 'Deutschen Volksblatt' geschrieben: Als intimer Freund des erkrankten Künstlers ersuche ich folgende Berichtigung, die direkt aus dem Kreise Ritters stammt, in Ihr geschätztes Blatt aufzunehmen: 'Ritter ist nicht irrsinnig geworden; er weiß es selbst, daß er in einer Nervenanstalt bei Salzburg weilt. Er hat auch keinen Geistlichen bei der Gurgel gepackt, auch wurde er nicht mit Gewalt in den Wagen gebracht. Die Demission Mahlers hat ihn so aufgebracht, weil er sich von ihm zurückgesetzt glaubte. Ritter wollte auf gutlichem Wege die Verbesserung der Menschen und ihres Vaterlandes erreichen. Deshalb wollte er sich den Segen Gottes erbitten. Sein ganzes Auftreten zeigte, daß er verwirrt, aber VIELE LICHTER AUGENBLICKE hatte. Die Ärzte hoffen auf Besserung.'«

[Fahrende Sänger und kein Ende]

Wiener. Ich übergebe mich. Seekrankheit, der geniale Schneiderhan, Indianer, Weltgeschichte, Karpath, die Damen mit ihren Apparaten, Tarockpartie — immer wieder und tausendmal wieder. Sie sind längst zurück, schnarchen wohlbehalten im Familienkreise, und wir anderen haben es noch immer nicht überstanden. In das Chaos dieser aus Paralyse und Griesweckerln zube-

reiteten Wiener Gemütlichkeit vermag ich keine Ordnung mehr zu bringen. Das Weltblatt hat seine spaltenlangen Bulletins über das Befinden der seefahrenden Bäckermeister noch nicht eingestellt, noch immer werden an Bord Gottesdienste ohne Unterschied der Konfession abgehalten, Amerika ist für den Appetit der Wiener noch immer das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. »Meister Kremser schildert den Jubel, der sich erhob, als die Reisegesellschaft in der Station Gmünd wieder das erste duftende Gulasch sah. 'Dieser Augenblick', meint der Ehrenchormeister, 'hat uns für alle Unbill der Rückreise entschädigt'«. Wir sind wieder in Wien. Elisabeth—Denkmal. Was will die einsame Träne? Wo ist denn mei' Reibsackl? Verdienstkreuz an einem Hangerl zu tragen. Kapuzinergruft und Nachtcafé. Wieder der geniale Schneiderhan. Amerikanische Riesenerfolge. »Kritik streckt Waffen«. Ich bin besiegt. Ich übergebe mich.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jaboda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**